
Letzter sein dürfen

*Betrachtungen über das geistliche Amt*¹

Christian Schuler / München

Kürzlich, im Wirtshaus, nach der Sonntagsmesse, kam ich neben den Pfarrer zu sitzen und ich fragte ihn etwas, was ich ihn schon lange einmal fragen wollte: Herr Pfarrer, wie oft erholen Sie sich eigentlich von Ihrem Weiheamt und Vorstehertum, indem Sie einmal einfach so an einer Messe teilnehmen, als Hinterbänkler, Eckensteher, als inniger Beter, als einer, der wie alle anderen auch sitzt, kniet, singt, hört und die Kommunion aus der Hand eines anderen empfängt? Eigentlich nie, antwortete er. Denn sobald er in einer Messe auftauche, der er nicht vorzustehen habe, werde er sogleich zur Konzelebration eingeladen („verdonnert“), was abzulehnen alles andere als üblich und auch nicht höflich sei. Und wenn er einmal im Urlaub sei, dann stelle er sich vor der Messe dem amtierenden Pfarrer vor und bitte ihn, konzelebrieren zu dürfen. Im übrigen sei er qua Stellenprofil sogar dazu angehalten und schließlich genau dafür geweiht worden: um vorne zu stehen!

Gilt das allgemeine Priestertum auch für Kleriker?

Das gab mir zu denken, zumal der Mann offenbar gar nicht recht verstand, worauf ich hinauswollte, als ich ihm erzählte, dass ich als Laie aus Messfeiern, in denen ich kein Amt (also weder Lektoren- noch Ministranten- oder Sängeramts) zu verrichten habe, am erhobensten und gestärktesten, falls man so sagen kann, herauskomme; dass ich mich ohne Funktion freier und sozusagen „hingeebener“ fühle an das, was „da vorne“ und in mir geschieht. Ich höre aufmerksamer zu und fühle mich weniger beobachtet. Das Urteilen hört auf und mit ihm jegliches Gut-aussehen-, Gut-klingen- oder Gut-da-stehen-Wollen. Und so stelle ich mir eben vor, es müsse vielleicht auch für einen Priester eine Wohltat sein, von Zeit zu Zeit einmal nicht Vorbeter und (Haupt-)Darsteller, sondern Zuschauer und Mitbeter zu sein. Nicht nur Wohltat, sogar Bedürfnis, *geistliches* Bedürfnis.

¹ Der Beitrag variiert Überlegungen des Verfassers zum Thema *Stellvertreter Gottes und der Menschen*, in: GuL 80 (2007), 69–74.

Der Priester ließ mich spüren, dass er meine Sicht der Dinge für eine ausgesprochen „laienhafte“ hielt, eine, zumal in Zeiten des Priestermangels, weltfremde auch. Trotzdem wollte ich mich nicht so schnell geschlagen geben und meine Laiensicht auf sein Priestersein etwas genauer fassen. Denn mag er, der Pfarrer, auch Profi im Vornestehen sein, so bin ich doch Experte im Hintensitzen. Mag er sich auch zweifellos im Weihemodus besser auskennen, so habe ich doch einen erheblichen Erfahrungsvorsprung im Laienstand. Mag er Spezialist in der Ausübung seines besonderen Priestertums sein, so bin ich doch – bei aller Bescheidenheit – Profi in der Praxis des allgemeinen Priestertums. Und wir beide, die geweihten und die nicht-geweihten Priester, wir sollten uns doch von Zeit zu Zeit freundlich befragen dürfen und somit glücklich ergänzen und stärken, oder nicht? Und so frage ich (mich) denn: Wozu ist ein geweihter Priester gut? Oder besser:

Wozu dient ein Priester?

Denn genau das hat er ja zu tun: zu *dienen*. Am Altar, sagen die Dogmatiker, handelt der Priester „in persona Christi“, als „Stellvertreter“. Das heißt, er eröffnet allein durch seine Rolle im heiligen Spiel eine verborgene Dimension des Lebens. Mit dem archaischen Wort »Priester« bezeichnen wir ihn deshalb, weil sein Handeln etwas Unsichtbares sichtbar macht und auf eine Sphäre verweist, die uns nicht aus eigenem Vermögen zugänglich und schon gar nicht *verfügbar* ist. Alles Priesterliche ist demnach Symbol, auch der Priester selbst, und sein Handeln ist symbolisches Handeln. Er nimmt die sichtbaren, konkreten Dinge unseres Lebens und „verwandelt“ sie in etwas, was nicht weniger konkret, aber unsichtbar ist.

Aber wozu brauchen wir dieses Symbol? Wozu Symbole überhaupt? Sind wir nicht alle gottesunmittelbar genug, um durch Gebete und rechtschaffenes Leben die Nähe zum Höchsten selbst herzustellen? Mag sein – und wohl dem, dem dies gelingt. Für die übrigen mag der (gut katholische) Brauch von Nutzen sein, das, was man für wahr hält, auch darstellbar und evident, also ersichtlich oder einsichtig (lat. *videre* – „sehen“) zu machen in Bildern, Gesängen, Zeremonien, Gewändern, in der Gestaltung von Zeiten und Räumen, in der liturgischen Versammlung. Freilich kommt man auch hier noch weitgehend ohne geweihte Herren aus.

Wider die Selbstgenügsamkeit

Im Sinne einer Ästhetik (Zeichen-Sprache), die auf symbolische Verkörperung des Heiligen zielt, könnte man allerdings sagen: eine christliche Gemeinschaft, die einen geschlossenen Ring bildet und sich versammelt im Zeichen des Kreises (und der Wagenburg), steht in Gefahr, sich um sich selbst zu drehen. Um dagegen sinnfällig, sichtbar, also symbolisch-ästhetisch, in Form eines geistlichen Bildprogramms zu zeigen, dass die Versammlung auf Christus ausgerichtet ist, müsste sie die Kreisform sprengen und sich öffnen, nach vorne, nach oben. Eine christlich geformte, also christus-förmige liturgische Versammlung müsste sich also dadurch auszeichnen, dass sie eine Gestalt annimmt, die nicht Selbstgenügsamkeit, sondern das Handeln eines Anderen an ihr sichtbar macht.

Doch was soll dort sein, wo der Kreis bricht, wo der Ring sich öffnet? Wie stellen wir diese „Bruchstelle“ dar, an der ein Anderer, Christus, in die Gemeinschaft eintreten kann? Und, liturgiepraktisch gefragt, was stellen wir dort *hin*? Worauf richten wir unser Beten und Feiern, unseren Blick, unseren Körper aus? Auf ein Kreuz, eine Ikone, einen Schrein, ein Buch, eine Orgel? Oder lassen wir einfach eine schlichte, lichte Leerstelle? Warum nicht. Vornehmlich aber steht dort – zumindest für die Dauer der eucharistischen Feier – ein Mensch, ein Mensch wie du und ich und ER: Der Priester. Damit die Leere sich wandle, Gestalt annehme und Fülle werde durch die „persona Christi“.

Größere Hoffnung – größeres Szenario

Die Geschichte, die wir Woche für Woche, Tag für Tag in christlichen Gottesdiensten erzählen und aufführen, ist eine der Hoffnung, einer Hoffnung, die uns von der „Welt“, in der wir leben, nicht gegeben werden kann und auch nicht von uns selbst. Eine größere Hoffnung erfordert, will man sie darstellen und zeigen, einen größeren Gestus. Es reicht also nicht, dass wir sie uns gegenseitig wieder und wieder erzählen mit Hilfe von Texten, die wir uns vorlesen, und mit Hilfe von Liedern, die wir miteinander singen. So gut und nützlich dies für ein persönliches geistliches Leben ist, für die große Sache, von der die Rede ist, fehlt noch etwas, ein Durchbrechen und Durchstoßen ins Andere: das Sakramentale.

Die christliche Gemeinde spricht in Symbolen, wo sie mit der Sprache des Tatsächlichen nicht weiterkommt. Das hat sie mit der Poesie gemeinsam. Und wie diese verweist sie auf eine andere, unsichtbare Wirklichkeit. Um dieses Unsichtbare und Undarstellbare (Göttliche) darzustellen und nicht ganz und gar, wie es vielleicht angemessen wäre, vor ihm zu verstummen, spricht man in Bildern und Rätseln, in Gleichnissen und anderen Gestalten uneigentlicher Rede. Zu dieser religiösen „Sprache“ gehören auch die Kirchenräume, die sogenann-

ten geprägten Zeiten, Feste, Gebete, Gesänge, all die schöpferischen Werke „der religiösen Einbildungskraft“² sowie das reiche, von Romano Guardini ausgetragene Repertoire „heiliger Zeichen“.³ Von diesem „poetischen“⁴ Zusammenhang, von dieser „kulturellen Kreativität der christlichen Religion“⁵ aus lässt sich womöglich auch das Amt des Geistlichen – oder wenigstens manche seiner Aspekte – verstehen: Der Priester als „heiliges Zeichen“. Der Priester als derjenige, der vorne steht, damit wir nicht vorne stehen müssen.

Der Priester als der, der seines Amtes waltet, damit wir davon entlastet sind. „Von unten“, also aus der Kirchenbank betrachtet, wäre der Priester somit der von uns, womöglich wie der Levit am Tempel in Jerusalem, für eine begrenzte Zeit Beauftragte, den Ring der selbstzufriedenen Gläubigen und damit auch menschlich-allzumenschlichen Gottesvorstellungen symbolisch aufzubrechen, nach vorne und nach oben, zu Christus hin. Und wir dürften dann sein, wozu wir bestimmt sind: Kinder Gottes, frei, ohne Amt, beschenkt und hingegeben an Wort und Sakrament und an den, von dem es heißt: „Höre, Israel, unser Gott ist Einer“ (Dtn 6,4).⁶

Der Priester steht vorn, damit ich nicht vorne stehen muss

Das Priesteramt stellt also in dieser Sichtweise weniger ein kirchenpolitisches als ein spirituelles und performativ-ästhetisches Phänomen dar. Der Priester, der am Altar steht und betet, die Hände ausbreitet und den Segen erteilt, ist ein Bild, eine Ikone, in der für den, der sehen will und der Zusage traut („Dies ist mein Leib“, „Dies ist mein Blut“), Reales aufscheint, und zwar ein Reales, das weder vom Schauenden noch vom Geschauten, also weder vom Gläubigen noch vom Priester selbst stammt. Der Priester repräsentiert, vom gläubigen Laien aus gesehen, notwendig ein „Außen“, ein „Außer-Mir“, ein „Nicht-Ich“ und steht so symbolisch-sichtbar dafür ein, dass mir als Einzelnem das Größte und Beste von anderswo zukommt und nicht aus mir selbst. Der Priester steht am Altar und handelt einzig und allein aus dem Grund, dass überhaupt ein „Anderer als ich“ dasteht und handelt. Damit verbürgt ist, dass der handelnde Gott ein Anderer ist und dass ich nicht Gott sein muss.

² Vgl. A. Stock, *Poetische Dogmatik. Christologie*, Bd. 3: Leib und Leben. Paderborn 1998, 9.

³ Vgl. R. Guardini, *Von heiligen Zeichen*. Mainz 1992.

⁴ Vgl. A. Stock, *Poetische Dogmatik* (Anm. 2), 9: „»Poetisch« meint hier die »poiesis« im griechischen Sinn des Wortes als Kraft, die etwas ins Werk setzt, Werke hervorbringt mit den Mitteln von Sprache und bildender Kunst.“

⁵ Vgl. *ebd.*

⁶ Wem diese Rolle des Laien zu passiv erscheint, der sei an die etymologische Verwandtschaft des Wortes »passiv« mit Passion, passioniert erinnert. Das Passiv hieß früher im Deutschen „Leideform“.

Handeln aus der Kontemplation

„Beten beginnt nicht mit dem Sagen, sondern mit dem Entsagen“, schreibt Henri Nouwen. „Nicht, daß wir zu Wort kommen, ist wichtig, sondern daß Gott zu Wort kommt in uns.“⁷ Kein Wunder also, dass in spiritueller Literatur so häufig Metaphern wie Schale, Krug und leeres Gefäß verwendet werden. In der Sprache der spirituellen Literatur heißt das, dass all meinem Handeln das Handeln eines anderen an mir vorausgeht. Dies soll aber nicht nur eine schöne Einsicht bleiben, sondern im Leben des Christen Gestalt annehmen. Bloß wie, wo wir doch tagaus tagein aktiv handeln müssen (und wollen), Entscheidungen treffen, Meinungen und Interessen vertreten? Wie soll man ein „geistliches“ Leben führen, wo „Macherqualitäten“ gefragt sind? Wie soll der Mensch „Schöpfer der Kultur“ sein und zugleich „die Fähigkeit zu jener Kontemplation und zu jenem Stauen ... wahren, die zur Weisheit führen?“⁸

Sich führen lassen, sich anvertrauen, gar sich überantworten – das scheint im zivilen Leben weitgehend undenkbar, jedenfalls unvereinbar mit Freiheit. Und doch bleibt es für den religiösen Menschen ein unabweisbarer Anspruch, dem er nur gerecht werden kann, wenn er immer wieder und regelmäßig Orte der Kontemplation aufsucht, an denen er leer werden kann ohne Angst, leer auszugehen, an denen er ein „Schauender“ wird ohne Angst, das Nachsehen zu haben, Orte, an denen er sich unterwirft ohne Angst, die Macht, die er aufgibt, könnte sich gegen ihn wenden. Solche Orte sind „Schutzräume des Gehorsams“. Es sind Orte, an denen ich mich einer geistlichen Führung überlasse. Orte, an denen ich mich aus freiem Willen einer Form, einer Ordnung unterwerfe. Solche Unterwerfung kann sich z.B. in Exerzitien ereignen, in geführten geistlichen Übungen also, sie ereignet sich aber auch in jeder angemessen gefeierten Eucharistiefeier. Der Priester, der symbolische Unterwerfung ermöglicht, waltet also in rechter Weise seines Amtes. Wo er die Ermächtigung, mit der die Weihe ihn ausstattet, herunterspielt, und wo er seine eigene Autorität verschleiern, verleugnet er seinen eigentlichen Auftrag: stellvertretend zu handeln, um den anderen das Nicht-Handeln zu ermöglichen, Erster zu sein, damit die anderen Letzte sein dürfen.

Nichts wirkt peinlicher als ein Vorsteher, dem die Exponiertheit seiner eigenen Funktion unangenehm ist, nichts erbärmlicher als ein Priester, der sich im priesterlichen Handeln selbst relativiert und sich seinen Schäfchen anbietet, indem er ihnen zu verstehen gibt: Seht her, ich bin einer von euch. Das wissen wir aber schon, und man möchte ihm antworten: Wir haben dich nicht dort vorne hingestellt, damit du einer von uns bist, sondern damit du einen Anderen

⁷ H. Nouwen, *Mit offenen Händen. Mein Leben als Gebet*. Freiburg 1996, 10.

⁸ Vgl. *Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute* ›*Gaudium et Spes*› (7.12.1965), n. 55 u. 56; zit. n. ²LThK, Erg.-Bd. 3. Freiburg 1968, 457 u. 459.

repräsentiert. Ein solcher Priester hat vielleicht in seinem Leben und während seiner Ausbildung zu wenig die heilsame Erfahrung gemacht, Letzter zu sein. Sonst wüsste er: Wo es privilegierte Letzte gibt, muss es auch unterprivilegierte Erste wie ihn geben. Da er in der Logik des geistlichen Spiels, das wir spielen, Erster sein muss, hat er den (spirituellen) Nachteil, nicht Letzter sein zu dürfen, und er wird froh sein, hin und wieder eine Auszeit nehmen zu dürfen, vom Machen, vom Vornestehen und Erstersein.

Erster sein müssen, Letzter sein dürfen

Vom lebensverhindernden Zwang, Erster sein zu müssen, berichtet das Neue Testament. Selbst die Apostel, von denen man annehmen sollte, dass sie durch ihren Umgang mit Jesus eines Besseren belehrt worden wären, streiten allen Ernstes darüber, wem von ihnen im Himmelreich der beste Platz gebührt. Menschen werden das nicht los. Stets wollen sie besser, schneller, größer, eleganter, schöner, moralischer sein als andere. Das ist ein Grundgesetz unserer „fleischlichen“ Existenz und die treibende Kraft jeglichen Webens und Strebens, Wollens und Wirtschaftens. Wer sich diesem Gesetz unterwirft, wird entweder ein erfolgreicher oder ein erfolgloser Mensch sein oder mal das eine und mal das andere. Jedenfalls ist der Erfolg die leitende Kategorie seines Handelns und seines Selbst- und Weltverständnisses. Ein religiöser Mensch ist freilich per definitionem einer, dem das nicht ausreicht. Ohne gleich ein besserer Mensch zu sein, weiß er: Immer Erster sein ist langweilig, immer Erster sein *wollen* macht krank. Die Lösung wäre: Letzter sein. Kein Macher sein. Das „Gesetz der Welt“ durchbrechen, wenigstens probierhalber und ab und zu und in einem geschützten Rahmen, wo ein Anderer als Erster definiert ist und mich dadurch frei und heil macht: „Wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein“ (Mt. 10,44). Und, so könnte man umkehren: Derjenige ist euer Diener, der sich nicht scheut, der Erste zu sein.

Ein solches „Amt“ wäre ein „leichtes“ und „weiches“ (und womöglich zeitlich begrenztes), es würde seine Würde und Legitimation nicht in erster Linie einer klerikalen Seilschaft verdanken als vielmehr der Beauftragung durch eine Gemeinde, die entschieden mehr finden will als sich selbst und mehr sucht als die Befriedigung pastoraler Grundbedürfnisse. Ein solcher Priester wäre für den Zeichenhaushalt der christlichen Gemeinde unverzichtbar und seine Abschaffung für die Darstellung des Heiligen in der Abendmahlsfeier ein erheblicher Verlust. Eben darum, weil er dieses „Mehr“ und „Alles“, das die Gemeinde sucht, als einer aus ihrer Mitte repräsentiert, optisch sichtbar, symbolisch, qua Amt.

Freilich: Wie leicht geht das, dass einem Führenden die Führung entgleitet, dass er sein Vorstehertum missbraucht und sich womöglich selbst nicht wie-

dererkennt. Wer anfängt, seine Macht zu genießen, und wen immer seltener das Gefühl des heiligen Martin von Tours anwandelt, wonach es schrecklich ist, vorne zu stehen, der ist der Größe und dem Anspruch seines Amtes womöglich nicht mehr gewachsen. Wo der Erste im Vollgefühl eines privilegierten Standes agiert, zerstört er den Schutzraum des „Gehorsams“, den er ermöglichen soll, und er verbreitet die Angst, die zu zerstreuen er angetreten war. So verkehrt sich das „Göttliche“ seines Amtes ins Gegenteil. Und es wird höchste Zeit für ihn, statt unablässig vorne zu stehen und zu zelebrieren und zu konzelebrieren, wieder einmal Letzter sein zu dürfen.